

Neu-Braunfeller Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer und G. W. von Ross.

Jahrgang 1.

Freitag, den 16. September. 1853.

Nummer 43.

Die Neu-Braunfeller Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 in Vorausbezahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Tage \$4.50, auf 8 Tage \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältnis. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Inserirten nur die Hälfte dieser Gebühren.

Herr Theod. Schleunig in San Antonio hat die Agentur der Neu-Braunfeller Zeitung übernommen, wir ersuchen daher unsere Herren Abonnenten in San Antonio, unsere Zeitung von Nr. 44 an bei genanntem Herrn in Empfang nehmen und an ihn auch Abonnements und Inseratgebühren Zahlungen leisten zu wollen. Neu-Braunfels, 11. Sept. 1853.

Die Redaction der Neu-Braunfeller Zeitung

Zur Nachricht

Auf mehrere an uns gerichtete Anfragen diene das ein Jahres-Abonnement auf die Neu-Braunfeller Zeitung \$2, ein Vierteljahres-Abonnement 13 laufende Nummern derselben umfasst, und das mit jeder beliebigen Nummer, also zu jeder Zeit, Abonnenten einreten können. Der Abonnentpreis von \$1 — pro Jahr, \$2 — pro Halb- und \$1 — pro Vierteljahr ist im Voraus zu entrichten; die Gebühren für Insertionen, zu denen sich unser Blatt bei seiner täglich wachsenden Verbreitung vorzüglich eignet, ebenfalls.

Zur Annahme von Abonnementszetteln und Anzeigengebühren haben sich gütig erboten und sind ermächtigt worden, Herr Petermann in Austin-City, Herr Dr. A. Bergemann in Belleville, Ill.; Herr Geo. Pfeiffer in Corpus Christi; Herr Professor Wille in La Grange; Herr D. v. Behr in Sifterdale; Herr Th. Specht in Friederichsburg; Herr A. J. Postmeister in Johnson in Seguin; Herr D. W. Hermann in Austin; Herr Capt. A. Büchel in Indianola; Herr James A. Haenlein in Houston. Abonnements, welche nicht vor Ablauf aufgeführt werden, werden als auf weitere Erneuerung betrachtet, und Anzeigen ohne Angabe, wie viele Male sie eingelesen werden sollen, so lange wiederholt, bis Gegenworte erfolgt.

Die Redaction.

Alle mit Zahlung ihres Abonnements in Rückstand befindlichen Abonnenten der Neu-Braunfeller Zeitung werden ersucht, dieselbe an uns, resp. an unsere Herren Agenten baldigst zu leisten.

Wir erlauben uns, unsere Leser auf die in den Inserirtenspalten unseres Blattes enthaltene Anzeige der uns seit längerem Jahren als durchaus solide und streng recht bekannten Herren Wischmüller & Co. in New-York aufmerksam zu machen.

Rekenntnisse eines Advokaten.

Nach dem Englischen des „Southwest Star“, bearbeitet von

Otto Drefel.

Die Lebens-Versicherungsgesellschaft.

Die Advokaten sind nicht nur die confidentiellen Rathgeber, sondern auch die „Väter“ des modernen Englands. Und die besten, bedeutungsvollsten, nicht selten Leben und Vermögen und Charakter involvirenden Entscheidungen, die der erlauchten Berathungsbereitschaft und professionellen Eifer von Seiten anvertraut werden, welche Romanstreifer aller Epochen als Blutsauger und Vampire der civilisirten Gesellschafts-herrentypen haben, werden, das kann Niemand läugnen, eben so selten dionysisch, als die von romantischen Mitgliedern der Griechischen und Lateinischen Kirche abgelenkten Helfern und Tüchern abgelegten Rekenntnisse; und zwar aus dem freilich ordinären, aber sehr triftigen Grunde, daß ein begangener Verirrter eben so sicher, als die die Begehung irgend eines inhumanen Verbrechens thut, den professionellen Muth eines Advokaten herbeiführen würde. Ein tüchtiger aber ecentrischer Rechtsgelehrter, Arminius Bentham, war der Ansicht, daß Advokaten verpflichtet sein sollten, eifrig alle ihnen von ihren Klienten anvertrauten, stoffreichen Geheime zu enthüllen. Wegen dieses gefährlichen Plan zur Überführung von Schwestern, ist einzig und allein einzuzuwenden, falls er ausgeführt werden sollte, es seine Geheimnisse zu enthüllen geben würde; und daß, als eine natürliche Folge, der unvollständig informirte Advokat nicht im Stande sein würde,

seinem Klienten das Recht zu sichern, welches jedem Menschen, selbst dem größten Verbrecher, zweifelsobne zusteht — das Recht, seine Sache in dem besten und ihm günstigsten Licht vor die kompetente Behörde gebracht zu sehen. Auch möge man nicht vergessen, daß der Advokat der einzige willkürliche, erfolgreiche Verteidiger des Schwachen und Armen gegen die ungeschicklichen Uebergriffe des Mächtigen und Reichen ist, daß er der schlaue, furchtslose Agent ist, welcher der kühnen Vertheilung des alten Königs Herzog von Frankreich die Realität verleiht, wenn er sagt: „Der König mag durch die Hütte eines Englischen Bauers jüden, der Donner sei schütteln, der Sturm sei durchwehen, aber der König von England, mit seiner ganzen Armee, kann nicht den Nigeln bei Seite schieben, um in sie hineinzu treten.“ Der Kanzler meinte natürlich, daß in diesem Lande übermäßige Gewaltthätigkeit dem Gesetz nicht bösen Schaden, es nicht verdrängen kann. Das verhält sich so. Und warum? Hauptächlich weil der Advokat in allen Fällen nachweisbarer Ungerechtigkeit ist, mit seinem gebieterischen Streifen Pergament den „Großen“ vor „Ihre Hohe Souveränität die Königin“ zu citiren, dort Rechte zu streifen für seine Handlungen; und je reicher der Beklagte ist, um so wachsammer und eifriger ist der Advokat in Durchführung des Projectes, wie mittellose auch immer sein Client sein mag. Denn er ist ja dann seiner Kosten gewiß, falls er obliegt! Wiederum gehe ich gern die Vulgarität des Motivs an, aber seine Wirkung in Bezug auf den Schutz der legalen Rechte des Armen, ist, behaupte ich, nicht geringer, weil der Vorn für erfolgreichere Arbeit in guten, alten Sovereigns oder Englischen Banknoten ausgezahlt wird.

Dies als Proleg zu der Erzählung einiger weniger Thatfachen und Ereignissen, die durch den privilegierten Verdacht des Advokaten zur Kenntniß des Lesers gelangt sind. Um eine ethische Reorganisation und Identifizierung der zu berichtenden That zu vermeiden, habe ich darobweg die Namen aller betreffenden Personen verändert.

Unsere alte Stadt — Firma — es freut mich sagen zu können, daß sie noch dieser Tage unter der richtigen Leitung unserer tüchtigen Nachfolger fortwähren will ich denn, um die uns von wüthigen Damen und Herren, welche die Welt mit wüthigen Forderungen der Advokaten Jungs beglücken, gegebene Nomenclatur beizubehalten — als „Hunt und Sharp“ dem Leser vorzuführen! Sharp bin ich selbst, und Hunt ist der silberborige alte Junggesell, den wir vor einigen Wochen im Rentat Ort. A. Kirchhof begraben haben.

„Herr Andrews“, sagte einer der Schreiber, als er eines Nachmittags die Thür des Privat-Geschäftszimmers öffnete: „Herr Jesse Andrews!“

„Guten Tag, Herr Andrews“, so begrüßte ich ihn schnell und höflich. „Ich habe gute Nachrichten für Sie. Segen Sie sich!“

Die etwas unwilligen Jüde des gutmüthigen, verlässigen Antlitzes meines Besuchers härtete sich bei diesen Worten auf.

„Nachrichten von meinem Vetter Archibald?“ fragte er, indem er sich setzte.

„Ja. Er bewaert Ihr neuliches Jubiläum, und daß dadurch die Lage und Ausichten Ihrer Frau und des Knaben, des kleinen Archibald, seines Patheus, so verhältnismäßig seien. Mit Ihnen selbst hat er nicht viel Mittel, da er Ihr Mißgeschick lediglich dem Mangel an Gewandtheit und Vorsicht zuschreibt.“

„Richtig, in der That!“ brummte Herr Jesse Andrews vor sich hin; „aber freundliche Worte von guten Nachrichten das!“

„Seine Handlungen sind freundlich, als seine Worte. Die Archibald großjährig wird, will er — warten Sie doch einmal: wie alt ist Ihr Knabe jetzt?“

„Jehn. Er war zwei Jahre alt, als sein Gewatter nach Chindien gieng.“

„Nun, dann erhalten Sie 200 Pfund, veranlaßt, halbjährlich im voraus zahlbar, während der nächsten zehn Jahre, das heißt, natürlich, falls Ihr Sohn am Leben bleibt — um Sie in den Stand zu setzen, ihn aufzubringen und anständig zu erziehen. Ihr Vetter meint an, daß er nach Verlauf dieser Periode den jungen Menschen vortheilhaft placiren will, und ich zweifle nicht daran, daß er dann etwas für Sie thun wird, falls Sie sich bis dahin noch nicht wieder zu einer Ihnen zuzufugenden Stellung emporgeschoben haben sollten.“

„Ist das Alles?“ fragte Herr Andrews.

„Alles! Ja, was erwarten Sie denn?“

„Zwei oder dreitausend Pfund, mir wieder-

anzuhelfen. Ich weiß eine sichere Speculation, die, mit einem Capital von etwa dreitausend Pfund, mir in Bälde ein hübsches Vermögen zubringen würde.“

Herr Jesse Andrews, muß ich bemerken, gehörte zu jener zahlreichen Classe Menschen, welche stets Aussicht haben, Millionen zu realisiren, sobald nur das einzige und beständige Hinderniß, nämlich: Mangel an genügendem „Capital“ beseitigt ist.

Ich sprach mein Bekauern über seine Entschloßung aus; aber da Worte, wenn auch noch so heilig, wenig fruchten, wo es sich um „Capital“ handelt, so empfahl sich Herr Jesse Andrews, nachdem er den ersten halbjährigen Betrag der Leihrente eingekauft hatte, in einer nicht weniger als erkenntlichen, freundlichen Stimmung.

Zwei andere halbjährige Termine wurden ihm pünktlich entrichtet. Als er mir das letzte Mal seine Quittung einhändigte, sagte er in einem nachlässig gleichgültigen Tone: „Ich vermute, wenn Archibald sterben sollte, würden diese Zahlungen aufhören?“

„Vielleicht nicht“, erwiderte ich arglos.

„Sicherlich, glaube ich, bis Sie und Ihre Frau in irgend einer Weise verstorben wären. Aber Ihr Sohn ist doch nicht krank?“

„Nein, nein; gegenwärtig nicht“, entgegnete Andrews, die Farbe wechselnd und mit einer verwirrten Miene, die mir nicht wenig aufstieß. Es kam mir in den Sinn, daß der Knabe todt sei, und daß Andrews, um die Zurücknahme oder Suspension des Jahrgeldes zu vermeiden, die Thatfache vor uns verheimlicht habe.

„Wenn ich mich nicht irre“, fuhr ich weiter fort, „so haben wir Ihre Adresse. Norton Folgate, nicht wahr?“

„Ja, freilich haben Sie sie.“

„Wahrscheinlich werde ich in eine oder zwei Tagen einmal Ihre Frau Gemahlin und Ihren Sohn besuchen.“

Der Mann antwortete mit halb fardonischem Lächeln und in seinem Tone: „Das thut Sie! Archibald ist am Leben und, Gott sei Dank, recht wohl!“

Diese Zuversichtlichkeit verstand ich für einen Augenblick in mir aufsteigenden Verdacht und faßte über sechs Wochen vergangen, wovon welcher Zeit Jesse Andrews und seine Angehörigen so gänzlich aus meinem Gedächtnisse schwanden, als ob gar kein Wang des Namens existirte.

Nach Verlauf dieser Zeit besuchte Herr Jesse Andrews unerwarteter Weise wieder unsere Office und wußte, so bald ich frei von anderweitigen Geschäften war, in meinem Privat-Zimmer geführt. Er war in besserer Drauerkleidung und ich schloß daraus natürlicher Weise, daß seine Frau oder sein Sohn gestorben seien, welche Voraussetzung indessen ein genaueres Studium seiner Gesichtszüge nicht bekräftigte, da ich recht wohl wußte, für einen wie jämmerlichen Wüthigen und Vater er überall galt, trotz seiner Fehler und Zerknirschungen.

Er sah freilich aufgeregt und verlor sich; aber seine Trauer und Bekümmerniß sprach aus dem ruhlosen wandernden Blicken, welche er abwechselnd auf den Fußboden, die Decke, das Fenster, den Kamin, die Stühle, den Tisch, kurz überallhin, nur nicht mir gerade in's Gesicht richtete.

„Was gibts, Herr Andrews?“ fragte ich ernst, als ich sah, daß er nicht geneigt schien, das Gespräch anzufangen.

„Ein großes Unglück, Herr Sharp, ein großes Unglück“, antwortete er rasch, in vernehmlichem Tone, indem er sein Gesicht beständig von mir abwandte, „hat sich zugetragen! — Archibald ist todt!“

„Todt!“ rief ich erschreckt aus. „Am Gotteswillen, woun ist das passiert?“

„Vor drei Wochen“, lautete die Antwort. „Er ist an der Cholera gestorben.“

„An der Cholera?“ Dies, muß ich bemerken, trug sich im Jahre 1830 zu.

„Ja es dauerte bei ihm ungewöhnlich lange und er hatte beständige Schmerzen auszuhalten. Während seines Krankseins genoß er der besten Pflege und wurde von dem Doctor Parlinson behandelt, einem höchst respektablen und geschickten Arzte, wie Ihnen, ohne Zweifel bekannt sein wird.“

Ich konnte den Mann nicht begreifen. Diese trodene, gleichgültige, geschäftsmäßige Art zu sprechen, war nicht die Sprache eines pfeiflich hinterlock gewordenen Paters, der noch dazu durch den Tod seines Sohnes ein beträchtliches Jahrgeld verloren hatte. Was konnte das bedeuten? Ich wußte in der That nicht weran ich war.

Nach einer langen, stummen Pause, welche Herr Andrews, dessen Augen fortwährend

nach allen Richtungen hin wanderten, nur sich nicht mir zuwenden, zu unterbrechen nicht geneigt schien, sagte ich: „Es wird nothwendig sein, daß ich ohne Verzug an Ihren Vetter, Herrn Archibald Andrews, schreibe. Ich vermute, daß das Jahrgeld fortbezahlt werde, doch müssen natürlich, bis ich von ihm Nachricht habe, die halbjährlichen Termine suspendirt werden.“

„Gewiß, gewiß. Ich erwartete von selbst, das solche der Fall sein werde.“ sagte Andrews in demselben schüchtern, eiligen Tone.

„Das versteht sich.“

„Sie haben sonst nichts zu bemerken, denke ich?“ fragte ich nach einer andern stummen Pause, während deren er offenbar mit sich kämpfte, ob er mir Etwas, das schwer auf seinem Herzen lag, mittheilen sollte oder nicht.

„Nein — ja — das heißt, ich wollte Sie eigentlich wegen einer Geschäftssache befragen, die sich auf — auf eine Lebensversicherungs-Gesellschaft bezieht.“

„Eine Lebensversicherungs-Gesellschaft?“

„Ja.“ Des Mannes bleiches Gesicht färbte sich plötzlich dunkelroth und immer häufiger solleten die folgenden Worte aus seinem Munde: „Ja, Herr Sharp; ich war bange, daß, falls Archibald sterben sollte, wir ganz ohne Hülfsmittel sein würden. Und so beschloß ich, nach reiflicher Ueberlegung, sein Leben für vier tausend Pfund zu versichern.“

„Vier tausend Pfund!“

„Ja, alle erforderliche Schritte sind gethan. Der Arzt der Gesellschaft — der, beiläufig gesagt, seitdem an der Cholera gestorben ist — erminirte natürlich den Knaben, und in legaler Form wurde eine Versicherung bewerkstelligt für vier tausend Pfund, nach seinem Tode zahlbar.“

Ich sagte nichts; ein Verdacht, zu sprechen, um nur auf ihn anzuspielen, hielt meine Zunge gefesselt.

„Ungläublicher Weise“, fuhr Andrews fort, „wurde diese Versicherung mir ungefähr vierzehn Tage vor dem Tode des armen Archibald bewerkstelligt, und die Gesellschaft versorgte Zahlung, obgleich, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, der Knabe bis an seinen Tod vom Doctor Parlinson, einem höchst respektablen, fernwühlend — gewissenhaften Arzte, behandelt wurde.“

„Darin stimme ich Ihnen ganz bei“, antwortete ich nach einer Weile. „Doctor Parlinson ist ein höchst respektabler und angegebener Mann. Aus was für einem Grunde?“

„Fügte ich hinzu, „weil ich die Gesellschaft zu zahlen.“

„Sie fügt sich darauf, daß die Police erst so ganz kürzlich erwirkt worden sei.“

„Unfinn! Wie kann dieser Umstand alle in Ihrem Anspruch bekräftigen?“

„Das weiß ich selber nicht“, erwiderte Andrews, der noch immer mit seinen Blicken auswich; „aber so weigert sich, das steht fest. Ich möchte, daß Ihre Firma die Sache betreibe und den Betrag einlange.“

„Ich muß erst Dr. Parlinson sehen“, antwortete ich, „und mich überzeugen, daß sein Gesetlich er Grund für Verweigerung der Zahlung vorliegt.“

„Gewiß, gewiß“, entgegnete er.

„Ich will morgen an Sie schreiben“, sagte ich, indem ich aufstand, um der Konferenz ein Ende zu machen; „wenn ich Dr. Parlinson gesehen habe, und Sie benachrichtigen, ob wir für Sie Klage gegen die Gesellschaft erheben wollen oder nicht.“

Er dankte mir und entfernte sich rasch. D. Parlinson bestätigte Wort für Wort, was mir Andrews erzählt hatte. Er hatte den kleinen Patienten, einen hübschen blondhaarigen Knaben von elf oder zwölf Jahren, vom ersten Anfall an bis an seinen Tod behandelt. Derselbe hatte entsetzliche Schmerzen auszuhalten und starb unverkennbar an der asiatischen Cholera und an sonst nichts, an welcher nähnlichen Krankheit Izu nur in demselben Hause eine Dienstmagd und eine Frau, die dort zur Mische wohnte, gestorben war.

„Es ist freilich“, bemerkte Dr. Parlinson zum Schluß, „das Versicherungs-Geschäft ebenso unglücklich für die Gesellschaft ausgefallen, als Andrews ausfallendes Glück dabei gehabt hat. Aber es liegt kein genügender Grund für Verweigerung der Zahlung vor.“

Auf dies Gutachten hin schrieben wir am nächsten Tage an die Gesellschaft und drohten mit Klageerhebung Namens unseres Klienten Jesse Andrews.

Früh am folgenden Morgen besuchte uns einer der Directoren um die Gründe anzugeben, welche die Gesellschaft bewegen hätten,

mit Anerkennung der Forderung des Klägers zu zögern. Außer den durch die Kürze des seit dem Datum der Police bis zum Tode des Kindes verfloßenen Zeitraums angeregten Zweifeln, lagen noch einige andere verdächtige Indicien vor. Das Hauptindicium war, daß ein Nachbar ausgesagt hatte, er habe gehört, wie der Vater in der an das Zimmer, in welchem die Leiche lag, anstößenden Stube ungefähr zwei Stunden nach dem Tode seines Sohnes sich einer ihm zehrenden Lustigkeit hingegeben habe. Wegen dieser unpassenden, scandalöse Frölichkeit ihres Mannes schien seine Frau, doch erfolglos, zu remonstrieren. Die Directoren hatten demnach beschloßen, ungeachtet des von Doctor Parlinson abgegebenen Gutachtens, der, meinten sie, hintergangen worden sein könnte, den Leichnam ausgraben zu lassen, um durch eine post mortem examinatio die wahre Ursache des Todes zu constatiren. Falls die Eltern die Ausgrabung des Leichnams gutwillig gesehen hätten, würde ein gerichtlicher Antrag, sie zwangsweise zu erwirken, überflüssig sein, und alle Bedenken hinsichtlich dieser Angelegenheit könnten friedlich und ohne Aufsehen zum Schweigen gebracht werden. Wir erließen der Vorschlag, unter den obwaltenden Verhältnissen angemessen und ich sprach bei Herrn und Frau Andrews vor, um ihren Consent zu erlangen. Frau Andrews, erfuhr ich, war zum Besuche auf's Land gezogen, aber ihr Mann war zu Hause. Als ich ihn von dem gemachten Vorschlag in Kenntniß setzte, stupte er und fuhr zusammen. Doch mochte seine Aufregung vielleicht einen natürlichen, erklärlichen Grund haben.

„Wer — wer?“ fragte er, nachdem er einige Augenblicke lang die Sache schweigend bei sich überlegt hatte, „wer wird diese peinliche, empörende Untersuchung leiten?“

„Doctor Parlinson wird zugegen sein, außerdem Humphreys, der Chirurgus und Doctor Curtis, der neulich von der Versicherungsgesellschaft an die Stelle von Doctor Morgan, der, wie Ihnen bekannt, kürzlich an der Cholera starb, ernannte ärztliche Examinator.“

„Ganz recht. — Je nun“, antwortete er in beinahe bestigem Tone, „sei es denn so, wie sie es haben wollen. Doctor Parlinson wird schon darauf achten, daß Alles ordentlich zugeht.“

Die Examinatio wurde vorgenommen, und das Resultat war die über jeden Zweifel erhaltene Gewissheit, daß, wie Doctor Parlinson angegeben hatte, der Tod einzig und allein durch die Cholera herbeigeführt war. Die Versicherungsgesellschaft zögerte noch immer; aber da man dies Benehmen nur als herrliche Halsstarrigkeit betrachten konnte, so reichten wir Klage gegen sie ein. — Sie gab klein bei und das Geld wurde an Jesse Andrews ausgezahlt, dessen Aetude über seinen plötzlich erlangten Reichtum offenbar nicht im geringsten durch irgend ein Zeichen von Trauer über den Verlust seines einzigen Kindes demüthigt und gekürrt zu sein schien.

Wir schrieben an Herrn Archibald Andrews, unterrichteten ihn von dem Geschehen und erbat uns fernere Instruktionen hinsichtlich des bis lang seinem Vetter gezahlten Jahrgeldes. Erst nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraums konnten wir auf Antwort rechnen, und in der Zwischenzeit stürzte sich Jesse Andrews halblüthig in die Speculation, nach der er schon so lange geangelt hatte und war, wie er mir ein paar Wochen nachher mittheilte, auf dem besten Wege, ein Millionär zu werden.

Bald indessen unwillkürlich der Horizont seines Glücks, der Compagnon, dessen bereite Zunge und glühende Einbildungskraft Andrews veranlaßt hatte, sich mit seinen vier-tausend Pfund ihm zu associiren, stellte sich als ein arger Schwindler und Betrüger heraus; und, als Andrews sich an uns wandte, um ihm mit Beistand der Gerichte aus der Patzsch zu verdrängen, kam er gerade zu spät, um den angemachten Schurken zu verhindern, sich in Liverpool nach America einzuschiffen, mit jedem Pfennig des Compagnie-Fonds in seiner Tasche.

Eine günstige Antwort von Archibald Andrews war nun eine Frage von der größten Wichtigkeit für seinen Vetter geworden, der natürlich mit der größten Ungeduld ihrer Ankunft entgegenfab. Endlich kam sie. Herr Andrews war ganz plötzlich zu Bombay kurz vor dem dortigen Eintreffen meines Briefes gestorben, nachdem er in Triblist einen letzten Willen hatte aufsetzen lassen, von dem

maß mir eine Abschrift zuzuhande. In dem Testamente hatte er über sein Vermögen — ungefähr 35,000 Pfund, der größte Theil, wovon von Zeit zu Zeit remittirt und in brittischen Fonds angelegt war — folgendermaßen verfügt: fünftausend Pfund an seinen Vetter Jesse Andrews, den Patheus des Testators, bis zu dessen Volljährigkeit zu ernähren und zu erziehen; die übrigen dreißigtausend Pfund sollten an Archibald, sobald er majorirt wurde, ausgezahlt werden. Für den Fall des Todes seines Patheus jedoch war das ganze Vermögen einem anderen entfernteren und wohlhabenderen Verwandten, Herrn Newton und dessen Sohne Charles vermacht, unter ganz ähnlichen Bedingungen, nur daß ein lebenslängliches Jahrgeld von 70 Pfund für Jesse Andrews und seine Frau ausgezahlt war.

Zwei Briefe wurden denselben Abend noch fortgeschickt, einer an den glücklichen „Vetter“, Herrn Newton, welcher in dem als „Zweispennung — Postscript“ damals bekannten Stadtheil wohnte, und der andere an Jesse Andrews, der seinen zeitweiligen Aufenthalt in einem Landhause bei St. Albans in Sternfordshire genommen hatte. — Die Sendschreiben setzten beide Herren von der Ankunft der indischen Post und dem für sie beide wichtigsten Inhalte des erhaltenen Briefes in Kenntniß.

Herr Newton war früh am nächsten Morgen in der Office und durchlas das Testament mit wohlgeschälligem Zuhörzeln. Er äußerte sich dahin, daß der arme Vetter Jesse ihm leid thue; der Tod seines Sohnes sei ein herber Verlust, und weit größer als der Verlust des Vermögens, den er als eine natürliche selbstverständliche Folge des erlittenen zu erwarten gehabt habe. Und das Jahrgeld, bemerkte Newton mit ernster Miene, sei zudem gar keine so üble Verforgung für zwei Personen, ob seine Familie, die bescheidene Anforderungen machten.

Einen ganz verschiedenen Ausdrück gab es am Abend. Gerade wollte ich die Office verlassen, als Herr Jesse Andrews sein Gesicht blaß als der Tod, verlor und in der größten lebensschmerzlichen Aufregung, die Thüre aufstieß.

„Was für Teufels — Märchen schreiben Sie mir da?“ plagte er heraus, sobald er die Schwelle des Zimmers betreten hatte. „Wie können Sie sich erdreisten“, fuhr er fort, beinahe freischend vor Wuth, „wie können Sie sich erdreisten, mir solche verfluchten Lügen anzuhaufen zu wollen?“ — Archibald — reich — und ich — Aber es ist eine Lüge! ein höllisches Mordwerk, erfinden, mich zu foltern, mich rauchen, verrückt zu machen! Der aufgeregte Mann schäumte wüthlich vor Wuth, und so betroffen war ich, daß es eine oder zwei Minuten dauerte, ehe ich sprechen oder mich nur von der Stelle bewegen konnte. Endlich erhob ich mich, verließ die Thüre (denn die Schreiber in der Vorhalle waren Ängsten und Ohrenzeugen dieser Scene) und führte ihn in mein Privatzimmer.

„Kommen Sie, Herr Andrews“, sagte ich, „und lassen Sie uns die Sache ruhig besprechen.“

Mechanisch folgte er, warf sich in einen Stuhl, und ich konnte ihn kaum bewegen geduldig zuzuhören, als ich ihm das Testament vorlas.

„Ein Glück ruft auf mir“, schrie er, aufspringend, als ich fertig war, „ein Glück Gottes, ein Strafartell über das Verbrechen, das ich — blödsinniger Thölpel der ich bin — so schlaue erkonnen, so gewandt ausgeführt zu haben wüthte! — Thor, Schuft, wahnwüthiger Narr, der ich war! denn jetzt, da mir Reichtum angeboten wird, darf ich nicht die Hand nach ihm ausstrecken, Reichtum noch dazu, nicht allein für mich, sondern — O Gott, das wird uns beiden den Tod bringen, Martha und mir, obwohl ich allein für diese höllische That zu tadeln bin!“

Dieser Ausbruch schien ihn zu erleichtern, und etwas ruhiger fuhr er auf seinen Stuhl zurück. Ich konnte von der ganzen Hysterie kein Wort verstehen, da ich wußte, daß sein Sohn Archibald eines ganz natürlichen Todes gestorben war.

„Es ist ein harter Schlag“, sprach ich in so besänftigendem Tone, als ich anzunehmen vermochte, „eine recht unangenehme Enttäuschung. Jedoch sind Sie gegen die äußerste Aemuth gesichert, gegen wüthlichen absoluten Mangel.“

„Es ist nicht das, es ist nicht das!“ unterbrach er mich, mit an Festigkeit eines abneh-

Neu-Braunfeller Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer und G. W. von Ross.

Jahrgang 1.

Freitag, den 16. September. 1853.

Nummer 43.

Die Neu-Braunfeller Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$ 1 in Vorauszahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$ 1, dieselben dreimal inserirt \$ 1.50, dieselben auf 4 Jahr \$ 4.50, auf 6 Jahr \$ 7.50, und auf 1 Jahr \$ 12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältnis. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Inserationen nur die Hälfte dieser Gebühren.

Herr Theod. Schlenning in San Antonio hat die Agentur der Neu-Braunfeller Zeitung übernommen, wir ersuchen daher unsere **Herrn Abonnenten in San Antonio**, unsere Zeitung von Nr. 44 an bei genanntem Herrn in Empfang nehmen und an ihn auch Abonnements und Inseratgebühren Zahlungen leisten zu wollen. Neu-Braunfels, 11. Sept. 1853.

Die Redaction der Neu-Braunfeller Zeitung

Zur Nachricht

Auf mehrere an uns gerichtete Anfragen diene das ein Jahres-Abonnement auf die Neu-Braunfeller Zeitung \$2, ein Vierteljahres-Abonnement 13 laufende Nummern derselben umfasst, und das mit jeder beliebigen Nummer, also zu jeder Zeit, Abonnenten einrichten können. Der Abonnentpreis von \$ 4 pro Jahr, \$ 2 pro Halb- und \$ 1 pro Vierteljahr ist im Voraus zu entrichten; die Gebühren für Inserationen, zu denen sich unser Blatt bei seiner täglich wachsenden Verbreitung vorzüglich eignet, ebenfalls.

Zur Annahme von Abonnementsgeldern und Anzeigengebühren haben sich gültig ergeben und sind erkrankt worden, Herr **Peterson** in Austin-City, Herr **Dr. A. Berchmann** in Belleville, Ill.; Herr **Geo. Pfeiffer** in Corpus Christi; Herr **Professor Wille** in La Orange; Herr **D. v. Weder** in Sinterdale; Herr **Dr. Specht** in Friederichsburg; Herr **Hoff**, Postmeister Johnson in Vicksburg; Herr **D. Wuppermann** in Seguin. Herr **Capt. J. Büchel** in Indianola; Herr **James H. Haack** in Houston. Abonnements, welche nicht vor Ablauf ausgeführt werden, werden als auf weiterem betrachtet, und Anzeigen ohne Angabe, wie viele Male sie inserirt werden sollen, so lange wiederholt, die Gegengabe erfolgt.

Die Redaction.

Alle mit Zahlung ihres Abonnements in Rückstand befindlichen Abonnenten der Neu-Braunfeller Zeitung werden ersucht, dieselbe auszusenden, an unsere Herren Agenten baldigst zu leisten.

Wir erlauben uns, unsere Leser auf die in den Inserationspalten unseres Blattes enthaltene Anzeige der seit längerem Jahren als durchaus solide und streng reell bekannten Herren **Hilsmüller & Cocher** in New-York aufmerksam zu machen.

(Aus dem „Westen“.)

Bekanntnisse eines Advokaten. Nach dem Englischen des „Gleaner“ von **Otto Deesfel.**

Die Advokaten sind nicht nur die confidentesten Rathgeber, sondern auch die „Beichtväter“ des modernen England. Und die besten, bedeutendsten, nicht selten Leben und Vermögen und Charakter involvirenden Entscheidungen, die der erkannten Verschwiegenheit und professionellen Ehre von Seiten anvertraut werden, welche Romanschreiber aller Sprachen als Aufsteiger und Kampfer der civilisierten Gesellschafts-ethik haben, werden, das kann Niemand läugnen, eben so selten blühen, als die von reumüthigen Gliedern der Griechischen und Lateinischen Kirche ihren geistlichen Herren und Hülfern abgelegten Bekanntnisse; und zwar sind diese nicht selten, aber sehr triftigen Gründe, dass ein begangener Verstoß eben so sicher, als die Begehung irgend eines infamirenden Verbrechens ist, den professionellen Mann eines Advokaten berechtigen würde. Ein tüchtiger oder ecentrischer Rechtsgelehrter, Jeremias Bentham, war der Ansicht, dass Advokaten verpflichtet sein sollten, nicht alle ihnen von ihren Klienten anvertrauten, strafbaren Geheimnisse zu enthüllen. Gegen diesen geistreichen Plan zur Überführung von Schwestern, ist einzig und allein einzuwenden, dass, falls er ausgeführt werden sollte, es keine Geheimnisse zu enthüllen geben würde; und dass, als eine natürliche Folge, der unvollständig informirte Advokat nicht im Stande sein würde,

seinem Klienten das Recht zu sichern, welches jedem Menschen, selbst dem größten Verbrecher, zweifellos zusteht — das Recht, seine Sache in dem besten und ihm günstigsten Licht vor die kompetente Behörde gebracht zu sehen. Auch möge man nicht vergessen, dass der Advokat der einzige wirkliche, ersichtliche Verteidiger des Schwachen und Armen gegen die ungeschlichen Liebergriffe des Mächtigen und Reichlichen ist, daß er der schlaue, fürchtlose Agent ist, welcher der hilferrischen Verfalltheit des alten Kanzlers Hergeseue profanische Realität verleiht, wenn er sagt — „Der Blick mag durch die Hütte eines Englischen Bauers jenen, der Donner sie schütteln, der Sturm sie durchbeulen, aber der König von England, mit seiner ganzen Armee, kann nicht den Nadel bei Seite schieben, um in sie einzutreten.“ Der Kanzler meinte natürlich, daß in diesem Lande übermüthige Gewaltthatigkeit dem Gesetz nicht Höhn sprechen, es nicht verdämen kann. Das verhält sich so. Und warum? Hauptächlich weil der Advokat in allen Fällen nachweisbarer Illegalität bereit ist, mit seinem gelehrlichen Streifen Pergament den „Großen“ vor „Ihre Hebe Souveränität die Könige“ zu treten, dort Worte zu stehen für seine Handlungen; und je reicher der Reichlicher ist, um so wahrscheinlicher ist der Advokat in Durchführung des Professes, wie mittellos auch immer sein Klient sein mag. Denn er ist ja dann seiner Kosten gewiß, falls er obliegt! Wiederum gleiche ich gern die Vulgarität des Weizens, aber seine Wirkung in Bezug auf den Schutz der legalen Rechte des Armen, ist, behauptet ich, nicht geringer, weil der Advokat für erfolgreiche Arbeit in guten, alten Sovereigns oder Englischen Banknoten ausgezahlt wird.

Dies als Proleg zu der Erwählung einiger weniger Thatfachen und Ereignisse, die durch den privilegierten Reichthum des Advokaten zur Kenntniss des Lesers gelangt sind. Um eine etwaige Recognition und Identifizierung der zu berichtenden Facta zu vermeiden, habe ich darobweg die Namen aller betreffenden Personen verändert.

Unsere alte Stadt — Firma — es freut mich sagen zu können, daß sie noch dieser Tage unter der tüchtigen Leitung unserer thätigen Nachfolger steht — will ich denn, um die uns von wichtigen Damen und Herren, welche die Welt mit modischen Forderungen der Advokaten Jungs beglücken, gegebene Nomenklatur beizubehalten — als „Hunt und Sharp“ dem Leser vorzuführen! Sharp bin ich selbst, und Hunt ist der silberhaarige alte Junggesell, den wir vor einigen Wochen im Kessel Green-Kirchhof begraben haben.

„Herr Andrews“, sagte einer der Schreiber, als er einer Nachmittags die Thür des Privat-Geschäftszimmers öffnete: „Herr Jesse Andrews!“

„Guten Tag, Herr Andrews“, so begrüßte ich ihn schnell und höflich. „Ich habe gute Nachrichten für Sie. Sehen Sie sich!“

Die etwas unwilligen Züge des gutmüthigen, verschämten Antlitzes meines Besuchers härteten sich bei diesen Worten auf.

„Nachrichten von meinem Vetter Archibald?“ fragte er, indem er sich septe.

„Ja. Er bedauert Ihr neuliches Fallissement, und daß dadurch die Lage und Aussichten Ihrer Frau und des Knaben, des kleinen Archibald, seines Pathens, so verschlimmert seien. Mit Ihnen selbst hat er nicht viel Mitleid, da er Ihr Mißgeschick lediglich dem Mangel an Gewandtheit und Vorsicht zuschreibt.“

„Aufsichtlich, in der That!“ brummte Herr Jesse Andrews vor sich hin; „aber sonderbarere Sorte von guten Nachrichten das!“

„Seine Handlungen sind freunlich, als seine Worte. Bis Archibald großjährig wird, will er — warten Sie doch einmal: wie alt ist Ihr Knabe jetzt?“

„Zehn. Er war zwei Jahre alt, als sein Gewalter nach Edinburgh ging.“

„Nun, dann erhalten Sie 200 Pfund, per annum, halbjährlich im voraus zahlbar, während der nächsten zehn Jahre, das heißt, natürlich, falls Ihr Sohn am Leben bleibt — um Sie in den Stand zu setzen, ihn aufzuheben und anständig zu erziehen. Ihr Vetter meint an, daß er nach Verlauf dieser Periode den jungen Menschen vorbestimmt placiren will, und ich weiß nicht daran, daß er dann Etwas für Sie thun wird, falls Sie sich bis dahin noch nicht wieder zu einer Ihnen zusagenden Stellung emporgeschwungen haben sollten.“

„Ist das Alles?“ fragte Herr Andrews.

„Alles! Ja, was erwarten Sie denn?“

„Zwei oder dreitausend Pfund, mir wieder

anzubringen. Ich weiß eine sichere Speculation, die, mit einem Capital von etwa dreitausend Pfund, mir in Bälde ein hübsches Vermögen zubringen würde.“

Herr Jesse Andrews, muß ich bemerken, gehörte zu jener zahlreichen Classe Menschen, welche stets Aussicht haben, Millionen zu realisiren, sobald nur das einzige und beständige Hinderniß, nämlich: Mangel an genügendem Capital beseitigt ist.

Ich sprach mein Bekanntschaft über seine Entschlossenheit aus; aber da Worte, wenn auch noch so hübsch, wenig fruchten, wo es sich um Capital handelt, so empfahl ich Herr Jesse Andrews, nachdem er den ersten halbjährigen Betrag der Leibrente eingezahlt hatte, in einer nicht weniger als erkenntlichen, freunlichen Stimmung.

Zwei andere halbjährige Termine wurden ihm pünktlich entrichtet. Als er mir das letzte Mal seine Dittung einhändigte, sagte er in einem nachlässig gleichgültigen Tone: „Ich vermute, wenn Krebs herben sollte, würden diese Zahlungen aufhören?“

„Wahrscheinlich“, erwiderte ich arglos.

„Keinenfalls, glaube ich, bis Sie und Ihre Frau in irgend einer Weise verstorben wären. Aber Ihr Sohn ist doch nicht krank?“ sagte ich hinzu.

„Nein, nein, gegenwärtig nicht“, entgegnete Andrews, die Hand wechselnd und mit einer verwirrten Miene, die mir nicht wenig auffiel. Es kam mir in den Sinn, daß der Knabe tot sei, und daß Andrews, um die Zurücknahme oder Suspension des Jahrgeldes zu vermeiden, die Thatfache vor und verheimlicht habe.

„Wenn ich mich nicht irre“, fuhr ich weiter fort, „so haben wir Ihre Adresse. Merken Sie sich, nicht wahr?“

„Ja, freilich haben Sie sie.“

„Wahrscheinlich werde ich in eine oder zwei Tagen einmal Ihre Frau Gemahlin und Ihre Söhne besuchen.“

Der Mann antwortete mit halb Sarkonischen Lächeln und in seinem Tone: „Das thun Sie! Krebs ist am Leben, und Gott sei Dank, recht wohl!“

Diese Zuvorsichtlichkeit verschändete den für einen Augenblick in mir aufsteigenden Verdacht und ließ über sechs Wochen vergehen, während welcher Zeit Andrews und seine Angehörigen so gänzlich aus meinem Gedächtnisse schwanden, als ob gar kein Mann des Namens existirte.

Nach Verlauf dieser Zeit besuchte Hr. Jesse Andrews unerwarteter Weise wieder unsere Office und wußte, so bald ich frei von anderweitigen Geschäften war, in mein Privat-Zimmer geführt. Er war in tiefer Trauer und ich schloß daraus natürlicher Weise, daß seine Frau oder sein Sohn gestorben seien, welche Voraussetzung indessen ein genaueres Studium seiner Gesichtszüge nicht bestätigte, da ich recht wohl wußte, für einen wohl gütlichen Gatten und Vater er überall galt, trotz seiner Fehler und Schwächen. Er sah freilich aufgeregt und verstört aus; aber keine Trauer und Bekümmerniß sprach aus dem ruhelosen wandernden Blicken, welche er abwechselnd auf den Fußboden, die Decke, das Fenster, den Kamin, die Stühle, den Tisch, kurz überallhin, nur nicht mir gerade in's Gesicht richtete.

„Was gibt's, Herr Andrews?“ fragte ich ernst, als ich sah, daß er nicht geneigt schien, das Gespräch anzufangen.

„Ein großes Unglück“, Herr Sharp, ein großes Unglück“, antwortete er rasch, in verwirrtem Tone, indem er sein Gesicht beständig von mir abwandte, „hat sich zugetragen! — Archy ist tot!“

„Tot!“ rief ich erschrocken aus. „Am Gotteswillen, wann ist das passiert?“

„Vor drei Wochen“, lautete die Antwort.

„Er ist von der Cholera gestorben.“

„An der Cholera?“ Dies, muß ich bemerken, trug sich im Jahre 1830 zu.

„Ja es dauerte bei ihm ungewöhnlich lange und er hatte heftige Schmerzen auszuhalten. Während seines Krankseins genoß er der besten Pflege und wurde von dem Doctor Parkinson behandelt, einem höchst respectablen und geschickten Arzte, wie Ihnen, ohne Zweifel bekannt sein wird.“

Ich konnte den Mann nicht begreifen. Der Arzt troden, gleichgültige, geschäftsmäßige Art zu sprechen, war nicht die Sprache eines plötzlich hinterlos gewordenen Vaters, der nach dem Tode des Knaben seines Lebens ein betrübliches Jahrgeld verloren hatte. Was konnte das bedeuten? Ich wußte in der That nicht, woran ich war.

Nach einer langen, stummen Pause, welche Herr Andrews, dessen Augen fortwährend

nach allen Richtungen hin wanderten, nur sich nicht mir zuwenden, zu unterbrechen nicht geneigt schien, sagte ich: „Es wird notwendig sein, daß ich ohne Verzug an Ihren Vetter, Herrn Archibald Andrews, schreibe. Ich vermute, daß das Jahrgeld fortbezahlt werde, doch müssen natürlich, bis ich von ihm Nachricht habe, die halbjährlichen Termine suspendirt werden.“

„Gewiß, gewiß. Ich erwartete von selbst, das solches der Fall sein werde“, sagte Andrews in demselben flüchtigen, eiligen Tone. „Das versteht sich.“

„Sie haben sonst nichts zu bemerken, denke ich?“ fragte ich nach einer andern stummen Pause, während deren er offenbar mit sich kämpfte, ob er mir Etwas, das schwer auf seinem Herzen lag, mittheilen solle oder nicht.

„Nein — ja — das heißt, ich wollte Sie eigentlich wegen einer Geschäftsfrage befragen, die sich auf — auf eine Lebensversicherung-Gesellschaft bezieht.“

„Eine Lebensversicherungs-Gesellschaft?“

„Ja.“ Des Mannes bleiches Gesicht färbte sich plötzlich dunkelroth und immer häufiger holperten die folgenden Worte aus seinem Munde: „Ja, Herr Sharp; ich war krank, daß, falls Krebs herben sollte, wir ganz ohne Hülfsmittel sein würden. Und so beschloß ich, nach reichlicher Ueberlegung, sein Leben für vier tausend Pfund zu versichern.“

„Vier tausend Pfund!“

„Ja, alle erforderliche Schritte sind gethan. Der Arzt der Gesellschaft — der, leidlich gesagt, seitdem an der Cholera gestorben ist — examinierte natürlich den Knaben, und in legaler Form wurde eine Versicherung bewerkstelligt für vier tausend Pfund, nach seinem Tode zahlbar.“

Ich sagte nichts; ein Verdacht, so schrecklich, um nur auf ihn anzuspielen, hielt meine Zunge gefesselt.

„Unglücklicher Weise“, fuhr Andrews fort, „wurde diese Versicherung nur ungefähr vierzehn Tage vor dem Tode des armen Archy bewerkstelligt, und die Gesellschaft verweigert Zahlung, obgleich, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, der Knabe bis an seinen Tod vom Doctor Parkinson, einem höchst respectablen, scrupulös — gewissenhaften Arzt, behandelt wurde.“

„Darin stimme ich Ihnen ganz bei“, antwortete ich nach einer Weile. „Doctor Parkinson ist ein höchst respectabler und ausgezeichneter Mann. Aus was für einem Grunde“ fügte ich hinzu, „weigert sich die Gesellschaft zu zahlen.“

„Sie hängt sich darauf, daß die Police erst so ganz kürzlich erwirkt worden sei.“

„Nun! Wie kann dieser Umstand alle in Ihren Anspruch vermindern?“

„Das weiß ich selber nicht“, erwiderte Andrews, der noch immer mit seinen Händen auswich; „aber sie weigert sich, das heißt, und ich möchte, daß Ihre Firma die Sache betreibe und den Betrag einlege.“

„Ich muß erst Dr. Parkinson sehen“, antwortete ich, „und mich überzeugen, daß kein gesetzlicher Grund für Verweigerung der Zahlung vorliegt.“

„Gewiß, gewiß“, entgegnete er.

„Ich will morgen an Sie schreiben“, sagte ich, indem ich aufstand, um der Conferenz ein Ende zu machen; „wenn ich Dr. Parkinson gesehen habe, und Sie benachrichtigen, ob wir für die Klage gegen die Gesellschaft erheben wollen oder nicht.“

Er dankte mir und entfernte sich rasch.

Dr. Parkinson behäftigte Wort für Wort, was mir Andrews erzählt hatte. Er hatte den kleinen Patienten, einen hübschen blondhaarigen Knaben von elf oder zwölf Jahren, vom ersten Anfall an bis an seinen Tod behandelt. Derselbe hatte entsetzliche Schmerzen auszuhalten und sich unweilbar an der asiatischen Cholera und an sonst nichts, an welcher nährlichen Krankheit hier zuvor in demselben Hause eine Dienstmagd und eine Frau, die dort zur Mische wohnte, gestorben war.

„Es ist freilich“, bemerkte Dr. Parkinson zum Schluß, „das Versicherungs-Geschäft ebenso unglücklich für die Gesellschaft ausgefallen, als Andrews ausfallendes Glück dabei gehabt hat. Aber es liegt kein genügender Grund für Verweigerung der Zahlung vor.“

Auf dies Gutachten hin schrieben wir dem nächsten Tage an die Gesellschaft und drohten mit Klageerhebung Namens unseres Klienten Jesse Andrews.

Früh am folgenden Morgen besuchte uns einer der Direktoren um die Gründe anzugeben, welche die Gesellschaft bewegen hätten,

mit Anerkennung der Forderung des Klägers zu zögern. Außer den durch die Kürze des seit dem Datum der Police bis zum Tode des Kindes verfloßenen Zeitraums angeregten Zweifeln, lagen noch einige andere verdächtige Indicien vor. Das Hauptbedenken war, daß ein Nachbar ausgesagt hatte, er habe gehört, wie der Vater in der an das Zimmer, in welchem die Leiche lag, aufstehenden Stube ungefähr zwei Stunden nach dem Tode seines Sohnes sich einer ihm zugehörigen Leiche hingegen habe. Gegen diese unpassende, handelsehr Frechheit ihres Mannes schien seine Frau, doch erfolglos, zu remonstriren. Die Direktoren hielten demnach beschloßen, ungeachtet des von Doctor Parkinson abgegebenen Gutachtens, der, meinten sie, hintergangen worden sein könnte, den Leichnam ausgraben zu lassen, um durch eine post mortem examinatio die wahre Ursache des Todes zu constatiren. Falls die Eltern die Ausgrabung des Leichnams gutwillig gelassen hätten, würde ein gerichtlicher Antrag, sie zwangsweise zu erwirken, überflüssig sein, und alle Bedenken hinsichtlich dieser Angelegenheit könnten friedlich und ohne Aufsehen zum Schweigen gebracht werden. Mir erschien der Vorschlag, unter den obwaltenden Verhältnissen angemessen und ich sprach bei Herrn und Frau Andrews vor, um ihren Consent zu erlangen. Frau Andrews, es fuhr ich, war zum Besuche auf's Land gezogen, aber ihr Mann war zu Hause. Als ich ihn von dem gemachten Vorschlag in Kenntniss setzte, stürzte er und fuhr zusammen. Doch mochte seine Aufregung vielleicht einen natürlichen, erklärlichen Grund haben.

„Wer — wer“, sagte er, nachdem er einige Augenblicke lang die Sache schweigend bei sich überlegt hatte, „wer wird diese pehliche, empörende Untersuchung leiten?“

„Doctor Parkinson wird zugegen sein, außerdem Humphrey, der Chirurgus, und Doctor Gushie, der neulich von der Versicherungsgesellschaft an die Stelle von Doctor Morgan, der, wie Ihnen bekannt, kürzlich an der Cholera starb, ernannte ärztliche Examinator.“

„Ganz recht. — Je nun“, antwortete er in beinahe heftigem Tone, „sei es denn so, wie sie es haben wollen. Doctor Parkinson wird sich darauf achten, daß Alles ordentlich zugeht.“

Die Examination wurde vorgenommen, und das Resultat war die über jeden Zweifel erhabene Gewißheit, daß, wie Doctor Parkinson angezogen hatte, der Tod einzig und allein durch die Cholera herbeigeführt war. Die Versicherungsgesellschaft zögerte noch immer; aber da man dies Benehmen nur als förmliche Halsstarrigkeit betrachten konnte, so reichten wir Klage gegen sie ein. — Sie gab klein bei und das Geld wurde an Jesse Andrews ausgezahlt, dessen Freude über seinen plötzlich erlangten Reichthum offenbar nicht im geringsten durch irgend ein Zeichen von Trauer über den Verlust seines einzigen Kindes gedämpft und gehört zu sein schien.

Wir schrieben an Herrn Archibald Andrews, unterrichteten ihn von dem Geschehen und erbat uns fernere Instruktionen hinsichtlich des bis lang seinem Vetter gezahlten Jahrgeldes. Erst nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraumes konnten wir auf Antwort rechnen, und in der Zwischenzeit stürzte sich Jesse Andrews baldüberkopf in die Speculation, nach der er schon so lange angegalt hatte und war, wie er mir ein paar Wochen nachher mittheilte, auf dem besten Wege, ein Millionär zu werden.

Bald indessen unwohlte sich der Horizont seines Glücks, der Compagnon, dessen leibliche Junge und glühende Einbildungskraft Andrews veranlaßt hatte, sich mit seinen vier-tausend Pfund ihm zu associiren, stellte sich als ein arger Schwindler und Betrüger heraus; und, als Andrews sich an uns wandte, um ihm mit Verlust der Grachte aus der Patsche zu verhehlen, kam er gerade zu spät, um den ausgehenden Schurken zu verhindern, sich in Liverpool nach America einzuschiffen, mit jedem Pfennig des Compagnon-Fonds in seiner Tasche.

Eine günstige Antwort von Archibald Andrews war nun eine Frage von der größten Wichtigkeit für seinen Vetter geworden, der natürlich mit der größten Ungeduld über Auskunft entgegen sah. Endlich kam sie. Herr Andrews war ganz plötzlich zu Bombay kurz vor dem dortigen Eintreffen meines Briefes gestorben, nachdem er in Tribulat einen letzten Willen hatte ausfertigen lassen, von dem

mach mir eine Abschrift zukam. In dem Testamente hatte er über sein Vermögen — ungefähr 35,000 Pfund, der größte Theil, wovon von Zeit zu Zeit remittirt und in brittischen Fonds angelegt war — folgendermaßen verfügt: fünftausend Pfund an seinen Vetter Jesse Andrews, den Pathen des Testaments, bis zu dessen Volljährigkeit zu ernähren und zu erziehen; die übrigen dreißigtausend Pfund sollten an Archibald, sobald er majorirt wurde, ausgezahlt werden. Für den Fall des Todes seines Pathen jedoch war das ganze Vermögen einem anderen entfernteren und wohlhabenderen Verwandten, Herrn Newton und dessen Sohn Charles vermacht, unter ganz ähnlichen Bedingungen, nur daß ein lebenslängliches Jahrgeld von 70 Pfund für Jesse Andrews und seine Frau ausgezahlt war.

Zwei Briefe wurden denselben Abend noch fortgeschickt, einer an den glücklichen „Vetter“, Herrn Newton, welcher in dem als „Zweites Testament“ — Postscript — damals bekannten Stadtwort wohnte, und der andere an Jesse Andrews, der seinen zeitweiligen Aufenthalt in einem Landhause bei St. Albans in Sternfordshire genommen hatte. — Die Testamentsurkunden setzten beide Herren von der Ankunft der indischen Post und dem für sie bedingten Inhalt des erhaltenen Briefes in Kenntniss.

Herr Newton war früh am nächsten Morgen in der Office und durchlas das Testament mit wohlgefälligem Schmunzeln. Er äußerte sich dahin, daß der arme Vetter Jesse ihm leid thue; der Tod seines Sohnes sei ein herber Verlust, und weit größer als der Verlust des Vermögens, den er als eine natürliche selbstverständliche Folge des Ersteren zu erwarten gehabt habe. Und das Jahrgeld, bemerkte Newton mit ernster Miene, sei zudem gar keine so üble Verforgung für zwei Personen, ohne Familie, die leibliche Anfordungen machten.

Einen ganz verschiedenen Anstrich gab es am Abend. Gerade wollte ich die Office verlassen, als Herr Jesse Andrews sein Gesicht bleich wie der Tod, verfiel und in der größten leidenschaftlichen Aufregung, die Thüre aufstieß.

„Was für Trübsal — Märchen schreiben Sie mir da!“ plägte er heraus, sobald er die Schwelle des Zimmers betreten hatte. „Wie können Sie sich erdreissen, fuhr er fort, beinahe schreiend vor Wuth, „wie können Sie sich erdreissen, mir solche verfluchten Lügen aufzubringen zu wollen? — Archy — reich — reich — und ich — aber es ist eine Lüge! ein höllisches Nachwerk, erfunden, mich zu foltern, mich rasen, verrückt zu machen!“ Der aufgeregte Mann schäumte buchstäblich vor Wuth, und so betroffen war ich, daß es eine oder zwei Minuten dauerte, ehe ich sprechen oder mich nur von der Stelle bewegen konnte. Endlich erhob ich mich, verschloß die Thür (denn die Schreiber in der Vorhalle waren Augen- und Ohrenzeugen dieser Scene) und fuhrte ihn in mein Privat-Zimmer.

„Kommen Sie, Herr Andrews“, sagte ich, „und lassen Sie uns die Sache ruhig besprechen.“

Mechanisch folgte er, warf sich in einen Stuhl, und ich konnte ihn kaum bewegen geduldig zuzuhören, als ich ihm das Testament vorlas.

„Ein Fluch ruft auf mir“, schrie er, aufspringend, als ich fertig war, „ein Fluch Gottes, ein Straftheil über das Verbrechen, das ich — ködunniger Tölpel der ich bin — so schädel erkennen, so gewandt ausgeführt zu haben wähnte! — Thor, Schuft, wahnwüthiger Narr, der ich war! denn jetzt, da mir Reichthum angeboten wird, darf ich nicht die Hand nach ihm ausstrecken, Reichthum noch dazu, nicht allein für mich, sondern — O Gott, das wird uns Beiden den Tod bringen, Martha und mir, obwohl ich allein für diese höllische That zu tadeln bin!“

Dieser Ausbruch schrie ihn zu erschrecken, und etwas ruhiger sank er auf seinen Stuhl zurück. Ich konnte von der ganzen Abspaltung kein Wort verstehen, da ich wußte, daß sein Sohn Archibald eines ganz natürlichen Todes gestorben war.

„Es ist ein harter Schlag“, sprach ich in so besänftigendem Tone, als ich annehmen vermochte, „eine recht unangenehme Enttäuschung. Jedoch sind Sie gegen die äußerste Anmutig gesteuert, gegen wirklichen abzuhalten Mangel.“

„Es ist nicht das, es ist nicht das!“ unterbrach er mich, mit an Festigkeit empfangen

mit Anerkennung der Forderung des Klägers zu zögern. Außer den durch die Kürze des seit dem Datum der Police bis zum Tode des Kindes verfloßenen Zeitraums angeregten Zweifeln, lagen noch einige andere verdächtige Indicien vor. Das Hauptbedenken war, daß ein Nachbar ausgesagt hatte, er habe gehört, wie der Vater in der an das Zimmer, in welchem die Leiche lag, aufstehenden Stube ungefähr zwei Stunden nach dem Tode seines Sohnes sich einer ihm zugehörigen Leiche hingegen habe. Gegen diese unpassende, handelsehr Frechheit ihres Mannes schien seine Frau, doch erfolglos, zu remonstriren. Die Direktoren hielten demnach beschloßen, ungeachtet des von Doctor Parkinson abgegebenen Gutachtens, der, meinten sie, hintergangen worden sein könnte, den Leichnam ausgraben zu lassen, um durch eine post mortem examinatio die wahre Ursache des Todes zu constatiren. Falls die Eltern die Ausgrabung des Leichnams gutwillig gelassen hätten, würde ein gerichtlicher Antrag, sie zwangsweise zu erwirken, überflüssig sein, und alle Bedenken hinsichtlich dieser Angelegenheit könnten friedlich und ohne Aufsehen zum Schweigen gebracht werden. Mir erschien der Vorschlag, unter den obwaltenden Verhältnissen angemessen und ich sprach bei Herrn und Frau Andrews vor, um ihren Consent zu erlangen. Frau Andrews, es fuhr ich, war zum Besuche auf's Land gezogen, aber ihr Mann war zu Hause. Als ich ihn von dem gemachten Vorschlag in Kenntniss setzte, stürzte er und fuhr zusammen. Doch mochte seine Aufregung vielleicht einen natürlichen, erklärlichen Grund haben.

„Wer — wer“, sagte er, nachdem er einige Augenblicke lang die Sache schweigend bei sich überlegt hatte, „wer wird diese pehliche, empörende Untersuchung leiten?“

„Doctor Parkinson wird zugegen sein, außerdem Humphrey, der Chirurgus, und Doctor Gushie, der neulich von der Versicherungsgesellschaft an die Stelle von Doctor Morgan, der, wie Ihnen bekannt, kürzlich an der Cholera starb, ernannte ärztliche Examinator.“

„Ganz recht. — Je nun“, antwortete er in beinahe heftigem Tone, „sei es denn so, wie sie es haben wollen. Doctor Parkinson wird sich darauf achten, daß Alles ordentlich zugeht.“

Die Examination wurde vorgenommen, und das Resultat war die über jeden Zweifel erhabene Gewißheit, daß, wie Doctor Parkinson angezogen hatte, der Tod einzig und allein durch die Cholera herbeigeführt war. Die Versicherungsgesellschaft zögerte noch immer; aber da man dies Benehmen nur als förmliche Halsstarrigkeit betrachten konnte, so reichten wir Klage gegen sie ein. — Sie gab klein bei und das Geld wurde an Jesse Andrews ausgezahlt, dessen Freude über seinen plötzlich erlangten Reichthum offenbar nicht im geringsten durch irgend ein Zeichen von Trauer über den Verlust seines einzigen Kindes gedämpft und gehört zu sein schien.

Wir schrieben an Herrn Archibald Andrews, unterrichteten ihn von dem Geschehen und erbat uns fernere Instruktionen hinsichtlich des bis lang seinem Vetter gezahlten Jahrgeldes. Erst nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraumes konnten wir auf Antwort rechnen, und in der Zwischenzeit stürzte sich Jesse Andrews baldüberkopf in die Speculation, nach der er schon so lange angegalt hatte und war, wie er mir ein paar Wochen nachher mittheilte, auf dem besten Wege, ein Millionär zu werden.

Bald indessen unwohlte sich der Horizont seines Glücks, der Compagnon, dessen leibliche Junge und glühende Einbildungskraft Andrews veranlaßt hatte, sich mit seinen vier-tausend Pfund ihm zu associiren, stellte sich als ein arger Schwindler und Betrüger heraus; und, als Andrews sich an uns wandte, um ihm mit Verlust der Grachte aus der Patsche zu verhehlen, kam er gerade zu spät, um den ausgehenden Schurken zu verhindern, sich in Liverpool nach America einzuschiffen, mit jedem Pfennig des Compagnon-Fonds in seiner Tasche.

Eine günstige Antwort von Archibald Andrews war nun eine Frage von der größten Wichtigkeit für seinen Vetter geworden, der natürlich mit der größten Ungeduld über Auskunft entgegen sah. Endlich kam sie. Herr Andrews war ganz plötzlich zu Bombay kurz vor dem dortigen Eintreffen meines Briefes gestorben, nachdem er in Tribulat einen letzten Willen hatte ausfertigen lassen, von dem

mender Stimme. „Sehen Sie, Herr Sharp, ich will Ihnen Alles erzählen. Bitterkeit gibt es irgend einen Weg mich aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien, und ich muß Ihr professionelles Gutachten darüber haben.“

„Heraus damit! Ich will Ihnen nach Kräften mit meinem Rath zur Seite stehen.“

„Wohlan denn, hier ist die kranke Wahrheit. Arsch, mein Sohn Arsch ist am Leben! und so gesund, wie Sie oder ich!“

„Ich war wie vom Donner getroffen. Hier gab es in der That Etwas zu enthüllen.“

„Am Leben und gesund“, fuhr Andrews fort. „Hören Sie mir zu! Als die Cholera so rasend um sich zu greifen begann, entschloß ich mich, des Knaben Leben zu verschern, für den Fall, daß das Schlimmste uns betreffen sollte, aber nicht, so wahr ich auf die Gnade Gottes baue, mit der entferntesten Absicht, nur ein Haar auf seinem Kopfe zu krümmen. Die Versicherung wurde bemerkt. Sehr bald näherte sich die schreckliche Seuche unserer Nachbarschaft und meine Frau brachte Arsch zu Keuten auf's Land; sie selbst lebte denselben Abend zur Stadt zurück. Am folgenden Tage wurde unsere einzige ärztliche Hilfe erlangt, und sechs Stunden später wurde die Wittve Mason, die erst seit Kurzem sich bei uns eingemietet hatte und im ersten Stock wohnte, von der Krankheit befallen. Sie hatte entsetzliche Schmerzen auszuhalten, und ihr Sohn, ein Knabe ungefähr von gleichem Alter mit Arsch und mit gerade solchem Haar und solcher Gesichtsfarbe, erkrankte ebenfalls. Die Frau war bald wahnsinnig vor Schmerz, und wie wirksam ärztliche Hilfe erlangt werden konnte — sie hatte ihren ersten Anfall mitten in der Nacht, nach dem sie in ein Zimmer gebracht wurde, wurde zu sehenswerdender Schlimmer und wir sandten nach Doctor Parkinson. Der arme Bursch war halb wahnsinnig vor Schmerz, umschlang mit seinen Armen den Hals seiner Frau, indem er sie Mutter nannte, und sie ansahste, ihm doch zu helfen. Doctor Parkinson kam, und beim ersten Blick auf den Knaben sagte er: „Ihr Sohn ist sehr krank, Frau Andrews, ich fürchte, das Rettung unmöglich ist, aber wir wollen sehen, was sich thun läßt.“

„Ich schwöre Ihnen, Herr Sharp, daß erst in diesem Augenblicke der Plan, welcher unser ruhmlos ist, in meinem Geiste aufstand. Ich warnte meine Frau leise, den Doctor nicht aus seinem Irthum zu reißen, der die wirksamsten Mittel verschrieb und im Zimmer war, als der Knabe starb. Das Uebrige wissen Sie. Und nun Herr Sharp, sagen Sie mir: kann irgend etwas getan werden, gibt es irgend Mittel und Wege, diesen unglückseligen Versehen, diesen schrecklichen Mißgriff wieder gut zu machen?“

„Sagen Sie lieber, dies infame Verbrechen, Herr Andrews“, erwiderte ich, „keinen Vergebung such zu lebenslänglicher Transportation verdammt!“

„Ja Verbrechen, ohne Zweifel, das ist das richtige Wort! Aber muß das unglückselige Kind für das Vergehen seines Vaters büßen?“

„Das ist die einzige Möglichkeit, die mich bewegen könnte, in der Angelegenheit einen Finger zu rühren. Gleich manchen andern schlauen Schelmen haben Sie sich in der Anordnung geschickten selbst gefangen. Kommen Sie morgen wieder; ich will bis dahin die Sache überdenken, aber augenblicklich kann ich keinen Entschluß geben. Noch eins“ fügte ich hinzu, als er bereits in der Thür stand, „die Identität Ihres Sohnes kann hoffentlich durch besseres Zeugniß, als das Obige bewiesen werden.“

„Sicherlich, sicherlich.“

„So viel also für heute; morgen werde ich weiter mit Ihnen darüber sprechen.“

„Wenn es irgend einem Helfer bedürfen sollte, daß ich diesen seine Schuld selbst belennenden Schwuren in Haft hätte bringen lassen sollen, so bitte ich ihn, sich zu erinnern, daß, aus von mir früher angegebenen Gründen, ein solches Verfahren meinerseits außer Frage unmöglich war und daß, wäre es mir nicht unmöglich gewesen, so zu handeln, Herr Jesse Andrews mir sicherlich sein strafbares Verbrechen nicht anvertraut haben würde. Die einzige Frage demnach war, wie, ohne meinen schuldigen Klienten zu compromittiren, das Legat des Oberaters für den unschuldigen Sohn gesichert werden konnte.“

Das Resultat einer am nächsten Morgen mit Flint gehaltenen Konferenz war, daß wir Jesse Andrews holen ließen und ihm aus Furcht vor widerwärtigen Zufälligkeiten oder üblem Ausgang unserer Pläne, riefen, sich für kürzere Zeit nach Frankreich zu begeben. Wir hatten damals keinen Auslieferungsvortrag mit dem französischen Gouvernement. Sobald als ich wußte, daß er das Land verlassen und in Sicherheit sei, statete ich auf dem Bureau der Versicherungsgeellschaft einen Besuch ab.

„Das Geld hätte nicht von Jesse Andrews eingenommen werden sollen, sagen Sie, Herr Sharp?“ bemerkte der Geschäftsführer, indem er mich scharf in's Auge faßte.

„So ist's. Es hätte nicht von ihm angenommen werden sollen.“

„Und warum nicht, Herr Sharp?“ das ist eine durchaus unrichtige Frage, die, wie Sie wissen, ich nicht beantworten durfte, selbst wenn ich könnte. Was Sie vorzüglich angeht, ist, daß ich bereit bin, die 4 Tausend

Pfund folglich hier auf der Stelle zurückzugeben, und daß Verzug gefährlich ist. Wenn Sie drauf eingehen wollen, nun, dann verbleibe ich — und ich erbid mich von meinem Stahl — muß ich das Geld wieder mit mir nehmen.“

„Warten Sie doch, warten Sie doch! Ich will eben mit einem oder zwei Herren sprechen und werde gleich wieder bei Ihnen sein.“

In ungefähr fünf Minuten kehrte er zurück.

„Nun denn, Herr Sharp“, sagte er, es wird, glaube ich, das Beste sein, wenn wir das, wie Sie sagen, durch Versehen erwirkte Geld zurücknehmen.“

„Nichts weniger als das! Ich sagte nicht von einem begangenen Versehen. Ich sagte einfach, daß das Geld von Herrn Andrews nicht hätte angenommen werden sollen.“

„Nun wohl, ich verstehe. Ich muß, septe ich voraus, Ihnen eine Cautiung geben.“

„Ohne Zweifel, und, wenn es Ihnen recht ist, gerade in dieser Form.“

Ich überreichte ihm einen Entwurf auf einem Stück Papier. Er durchsah ihn mit seinen Augen, lächelte, überschrieb ihn auf einen Stempelbogen, unterzeichnete seinen Namen und übergab die so ausgestellte Cautiung mir, als ich ihm eine Anweisung für den Betrag einhändigte.

Wir verbeugten uns beiderseits, und ich ging meiner Wege.

Ungeachtet der Opposition von Seiten Newtons, der natürlich über die unerwartete Wendung der Dinge wüthend war, wurde die Identität des Knaben — der obwohl der genannte Herr beharrlich darauf bestand, daß derselbe gestorben und begraben sei — unüberwindlich constatirt, und Herr Archibald Andrews gelangte am dem Tage, an welchem er majorenn wurde, in den Besitz seines Vermögens. Die vierthausend Pfund mußten natürlich aus dem für Jesse Andrews angestrichelten Legat ersetzt werden. Dieser Mensch hat sich seitdem so durchgeschlichen bis an seinen Tod, eine Heilsche für den verdorbenen Hohn aller Dorer, die etwas von der hier berichteten schwarzen That wußten. Dies war zweifelsohne ein besseres Schicksal, als es es verdient, und vor dem Richterstuhl streiter Gerechtigkeit hätte, ohne Frage, seine Strafe weit härter und, um ein Beispiel zu statuiren, offenkundiger sein sollen, als sie war. Aber ich bin kein Mann der Fiction, sondern der That und erzähle daher Ereignisse, wie sie in der Office eines Advokaten und andern unpopulären, alltäglichen Welt nicht gerade vorkommen sollten, aber doch gelegentlich vorkommen.

Welcherlei Vorschläge zu bis jetzt uns noch fremdartigen Gesetzen in unserer nächsten Legislatur ausstehen werden, das kann man nie und da schon aus einzelnen Artikeln und Andeutungen unserer englischen Zeitungen abnehmen; Artikel und Andeutungen, die nur darauf berechnet sind, das Volk von Texas etwas günstig für solche Gesetze im Voraus zu stimmen. Derart Gesetze sind z. B. das Verbot des Waffentragens, die Erlaubniß zu Privatbanken, die Zulassung der Geschäftsleute zur Legislatur, Verteilung der öffentlichen Schulgelder an die Sectenschulen, das Maine Liquor Gesetz, die Verwendung der baaren öffentlichen Gelder zu inneren Verbesserungen mit Ausschluß der Schulen u. s. w.

Was das Waffentragen betrifft, so spricht sich unsere texanische Constitution darüber folgendermaßen aus: „Jeder Bürger soll das Recht haben Waffen zu besitzen und zu tragen, sowohl zur gesetzlichen Verteidigung,“ seiner selbst, als zur Vertheidigung des Staates.“

Wer wollte es auch leugnen, daß das Recht Waffen zu tragen von jeder zu den ursprünglichen Rechten eines freien Mannes gehört habe? Die Freiheit, so gut wie die Unterdrückung, kann in letzter Instanz sich doch immer nur durch die Gewalt der Waffen geltend machen. Ein freies Volk entwarf, das ist der erste Schritt zu seiner Aneignung. Den Mißbrauch der Waffen werdet ihr dann freilich durch ein Verbot des Waffentragens verhindern, aber ihr werdet auch verhindern, daß wir fernhin ein waffengeübtes und waffenreudiges Volk sind. Credit und seine Gefährten im Alamo und die Schützen von San Jacinto wären ohne Waffentunde eben so wenig fürchtbar gewesen, wie die mericanischen Kanoniere, die ein texanisches Dampfboot auf dem Buffalo-Bayou (!) nicht in den Grund schickten konnten, weil — sie in der Eile die Kanonengelände unten hin und das Pulver oben drauf geladen hatten.

Freilich müssen jedem ordnungliebenden Bürger bewaffnete Jagabunden, wie sie manchmal in den Straßen unserer Grenzstädte sich zeigen, oder handelsüchtige Hazardspieler und Trunkenbolde, die auf ihr Bowie-Messer und ihre Schoschüsler sich etwas bilden, jüwiler sein. Wie wollen wir aber diesen Erscheinungen zuvor kommen? Ein gänzlich Verbot des Waffentragens ist schon wegen der Jagdfreiheit und der Wehrpflicht des Volkes nicht durchzuführen. (Im Gegentheil bestand früher ein texanisches Gesetz, daß jeder Bürger eine Büchse und hundert Schuß bereit haben solle. In China dagegen durfte selbst die kaiserliche Leibwache mit ihren Schießgewehren nur auf öffentlichen

Straße erscheinen, wenn diese Gewehre mit einem Futterale überzogen waren. Diese väterliche Vorsicht hat denn auch aus einem tapferen Volke, das schon lange vor uns das Pulver erfinden hatte, ein zu dem Kriege mit den Fremdwaffen untaugliches Volk gemacht, dessen Millionen waffenfähiger Männer gegen ein paar Schiffsladungen voll Nothwehr das Feld nicht behaupten konnten.) Will man aber bloß verbieten verborgene Waffen zu tragen, wie dies schon in der Legislatur in Vorschlag war, so könnte man ein derartiges Gesetz nicht ohne Durchsuchung der betreffenden Personen durchführen, aber eine solche Durchsuchung der Person ist, ausgenommen in sehr belästigenden Fällen und durch Zeugnisse unterstützt, gegen die Constitution der Vereinigten Staaten, Amendement Artikel IV.

Der Vortheil, den unser Volk durch den beschriebenen Umgang mit Waffen hat, zeigt sich in mancher Hinsicht. Unsere Farmer sind dadurch in den Stand gesetzt, wie die feineren Nation in der Wildnis und auf den Jagdgründen feindlicher Indianer anzugucken. Alle unsere Bürger sind durch die genaue Bekanntschaft mit der Feuerwaffe sofort zum Dienst in der Miliz geeignet, was von der Last und der Gefahr stehender Heere befreit. Durch die Liebe des amerikanischen Volkes zu den Waffen werden eines Theils neue und sehr zweckmäßige Waffen erfunden und andern Theils eine Menge sehr tüchtiger Waffen unter dem Volke verbreitet. Die ausgezeichnete Liebe und Aufopferung des amerikanischen Volkes im Kriegsdienste für das Vaterland (man denke an die 22 Regimenter Will im letzten mericanischen Kriege) hat gewiß außer dem moralischen Antriebe und außer dem Nationalgefühl zum großen Theile auch ihre Ursache in dem Vertrauen und dem Stolz auf die Nationalwaffe, die Rifle, ihren Grund. Denkt nicht schon der texanische Knabe, wenn er sich bühnen und wilde Tauben schießt, daß er eben so gut fähig sei Indianer und Mexikaner sich zum Ziele seiner Kugeln zu machen? — Hieß es nicht jetzt schon wieder für uns Westländer? „Hannibal ante portas!“ der Feind ist an der Grenze! Und warum jüttert man nicht? Warum ist man nicht in Verjüngnis eines feindlichen Ueberfalls? Weil wir Waffen besitzen und weil wir mit den Waffen vertraut sind und weil wir uns darauf verlassen können, daß wir in der Stunde der Gefahr dem Feinde eine an Muth und Treue, wenn auch nicht an Zahl überlegene Macht, entgegenstellen können, und wie wir nicht könnten, wenn wir nicht von Jugend auf gewohnt wären mit sicherem Blick und ruhiger Hand die Feuerwaffe in dem entscheidenden Augenblicke zu gebrauchen. Und grade kaum acht Tage vorher schreibt eine Nachbarszeitung gegen das Tragen der Waffen mit folgenden Worten: „Sogar in seinem fundamentalen Gesetze (der Constitution nämlich) brantmarkt Texas sich selbst, indem es eine Bestimmung aufgenommen hat, die glauben macht, daß die Texaner Strauchmörder sind. Jeder andere Staat im Norden und Süden verbietet das Tragen von Waffen (!) bei schwerer Strafe, jedoch Texas erlaubt, daß man auf Landstraßen und in der Stadt nach Belieben mit Waffen bedient herumspazieren darf.“

Doch was das Waffentragens ist es dem Schreiber jener Worte wohl so eigentlich nicht zu thun, und wohl auch nicht besonders um die Zulassung der Geschäftsleute zur Legislatur, der er gleichfalls das Wort redet. Sonderbarer Weise hat hauptsächlich ein Parteilager, Baylor, für die Aufnahme dieses Artikels in unsere Constitution gearbeitet, indem er behauptete, daß die Zulassung der Geschäftsleute zur Kirche corruptur (spoil) und daß sie gegen den Grundsatz der Trennung des Staates von der Kirche sei. Ganz entgegengejett ist die in dem San Antonio Ledger vom 18. August ausgeprochene Ansicht über diesen Artikel unserer Constitution, indem dort geradezu behauptet wird, daß es gegen gute Moral streite, wenn man die Geschäftsleute von der Legislatur ausschließe (hat sollte man glauben der Schreiber des Aufsatzes sich nicht zum Vertheidiger der Verteilung der öffentlichen Schulgelder an die Sectenschulen und des Maine Liquor Gesetzes aufgeworfen hat, damit er auch noch die Anhänger dieser beiden Gesetze für seine Ansicht und Interesse in der nächsten Legislatur gewinne, welche Ansicht und Interessen, nach einigen besonders bestigen Ausdrücken des Schreibers zu schließen, ein Gesetz für die Erlaubniß zu Privatbanken und eine Verwendung der flüssigen Staatgelder zu inneren Verbesserungen, aber nicht zu Schulen zu sein scheint).

Zu Wünschen von Banken könnte man allerdings anführen, daß nicht genug Geld als Austauschmittel im Umlauf sei. In den ganzen Vereinigten Staaten sollen bloß \$285,477,257 in Umlauf sein, was bei 25,000,000 Bevölkerung nur \$12 für den einzelnen Kopf beträgt.

Ein Hauptvortheil des Geldes ist, daß man durch dasselbe alles unbewegliche Eigentum in bewegliches und tragbares verwandeln kann. Da nun aber die ersten Metalle des Geldes selbst wieder zu den schwersten Kör-

pern gehören, also wieder, namentlich bei großen Massenverkäufen, zu einer schwer beweglichen Last werden, so erfüllt dieses metallene Geld keineswegs den Zweck der Leichtbeweglichkeit, daher sind beim Handel die Wechsel entstanden, die außerdem noch den Vortheil bieten, daß, wenn sie bei Verlusten verloren gehen, leicht wieder durch eine Secunda ersetzt werden können.

Baures Geld, silberne und goldene Münzen, können nie die Stelle eines bloßen Austauschmittels vertreten, da sie ja selbst schon denselben intensiven materiellen Werth haben, als bloßes Metall, für den sie als Geld gelten sollen. Gemünztes gutes Geld ist eigentlich nichts anderes, als edle Metallstücke, die mit einem Stempel versehen sind der uns garantirt, daß sie das richtige Gewicht und den reinen Metallwerth von so und so viel Silber oder Gold enthalten. So gilt z. B. eine Unze Silber einen Dollar und eine Unze Gold sechzehn Dollar. Geld heißt in der römischen Sprache pecunia, weil auf die ersten Münzen ein Rind (pecus) geprägt wurde, um zu bezeichnen, daß das Stück Geld den Werth eines Rindes habe. Der Ueberschuss bezeichnete nemlich im hohen Alterthum, wo noch nicht alles Land dreifach überloct und beansprucht war, wie unser Stadland, hauptsächlich das Vermögen einer Familie, und ein einzelnes Stück bezeichnete eine bestimmte Einheit von diesem Gesamtvermögen, der Herde, eben so, wie noch nicht vorlang in Texas, eine Kuh und Kalb eine Einheit bezeichnete, die in Geldwerth ausgedrückt fünf Dollar gleich kam, eben so, wie Silber und Roccoenfalls noch heut zu Tage in den entlegenen Grenzansiedlungen und Indianergebieten als Münze, als Einheiten, beim Tauschhandel geseh. Unser baures Geld ist auf gleiche Weise, wie Laocoon- und Viberfelle, eine werthvolle Sache und nicht bloßes Medium, nicht bloßes Austauschmittel zwischen zwei Sachen, nicht bloßer Maßstab der Werthes, wie man von Geld im reinsten Sinne verlangen kann. Ein solcher Darsteller, Repräsentant des Werthes von allem Eigentum, ohne daß er selbst wieder materiell ein Werth ist, ist das Papiergeld. Nur durch Papiergeld können wir alles Eigentum auf einmal flüssig machen. Alles Silber und Gold, das die Menschen besitzen, könnte nicht, auch wenn es gemünzt wäre, den Werth alles übrigen Eigentums der Menschen darstellen oder kaufen und somit flüssig machen. Aber auch wenn die Menge des vorhandenen Silbers und Goldes an Werth allem übrigen Eigentum gleich käme, und wenn dieses Silber und Gold als Medium, als Geld benützt würde, so würde dadurch der Gebrauch des Silbers und Goldes für anderweitige Bedürfnisse der Menschheit verloren gehen, oder mit anderen Worten, die eine Hälfte alles Eigentums der Menschheit, die dann als geprägtes Geld cursirte, wäre, indem es nur den Werth des anderen Eigentums bedeutete und darstellte, selbst ein todtes Capital. Nur dadurch, daß wir auch wieder für dieses Silber und Gold einen materiell ein sich werthigen Werthaussteller hätten, könnten wir beides, den Werth der edlen Metalle und den Werth alles übrigen Besitzthums in den unbestimmtesten Umlauf und Verkehr bringen. Und ein solcher Werthaussteller sind die Noten christlicher Anstalt und Interessen gegründeter, sogenannter Depositenbanken, wie einst die Bank von Venedig, die Bank von Hamburg, die Bank von Amsterdam und vor allem die mit ungetragtem Credit fortbestehende englische Bank.

Ein Volk das reelle Wahlen hat, die auf materiellen Besitz gegründet sind, ist einem anderen zu vergleichen, der nicht nur durch Arbeit aus dem Grundbesitz seine Procente zieht, sondern, der auch zu gleicher Zeit durch ein Anleihen auf diesen Grundbesitz sich baures Geld verschafft hat, mit dem er als Geschäftsmann speculirt. Und dieser zweite flüssig gemachte Werth seines Eigentums bringt ihm hunderten mal mehr Procente, als die unmittelbare Nutzung seines unbeweglichen Eigentums selbst. Ganz analog läßt sich es daher, wenn Texas durch ein reelles Anleihen oder durch eine thünliche Anleihe sich die Mittel verschaffe ein so unbeschränktes vortheilhaftes Unternehmen, wie z. B. eine flüssige Eisenbahn nach dem stillen Meere sich zu sichern. Umgeben ist ein derartiges Unternehmen mit ungeheuren Kosten verknüpft. Aber wenn es doch einmal zu Stande kommen soll, so ist Texas das Land, über dessen ebene, fast überall bewohnbare und niemals mit Winterschnee bedeckte Flächen der eiserne Schienenweg am leichtesten gelegt werden kann, gelegt werden muß, wenn wir ein, und die Zeit wird bald kommen, die Küsten des Atlantischen und des Stillen Oceans zugleich mit unserem Handel und mit unserer Land- und Seemacht beherrschen wollen.

Für das Aufstellen von Texas selbst aber ist diese flüssige Eisenbahn nach dem stillen Meere von so großer Wichtigkeit, daß ich glaube, man dürfte kaum Anstand nehmen, die Hälfte alles öffentlichen und alles Privat-Eigentums für ein solches Unternehmen zu verpfänden und die so gewonnene Anleihe für diese Eisenbahn verwenden, ohne daß man zu fürchten habe, ein gewagtes Spiel zu treiben. Doch dem sei, wie ihm wolle, mögen die Weisesten des Volkes über diese inneren Verbesserungen berathen und durch ihre Rath-

schlüsse das Volk günstig für die Sache stimmen und überzeugen; aber diese Rathgeber können auf keine Weise zu sein, wenn sie gegen die Ausstattung von freien Volksschulen seitens der Staatskasse eifern, um so die der zum wahren demokratischen Selbstregiment unentbehrlichen Volksbildung entzogenen Geldmittel den inneren Verbesserungen zuzuwenden. Freilich wird unser Landwerth, unser Grundeigentum, in kurzem nach Errichtung der Querland-Eisenbahn um hundert Procent steigen. Wenn es aber mehr um diese hundert Procent zu thun ist, als um die Geistesfreiheit und daher auch um die wahre politische Freiheit der kommenden Generation, den macht seine Speculation zum Jutras Schreiber an unserer Republik. Außer einem Artikel in dem San Antonio Ledger vom 18. August könnten wir auch noch eine Person nennen, die uns früher in der Legislatur vertreten hat und in derselben eben so schufteidlich gestimmt hat. Derlei ist vorgekommen und wird noch mehr vorkommen, wenn wir unsern Volkvertretern nicht besser auf die Finger sehen.

Was ist die Ursache, daß so wenig von uns bishigen Deutschen für öffentliche Anstalten fähig sind? Hat etwa die Natur die Geistesfähigkeit so spärlich unter dem deutschen Volke ausgebreitet? — Gewiß nicht! Es ist nur das Bishigen Englisch und Gesesekunde, die leicht jedes von unsern Kindern erwerben kann, sobald wir nur freie Volksschulen haben, in welchem das Nothdürftigste gelehrt wird. Aber wer diese freien Volksschulen nicht haben will, das ist klar; das sind die Speculanten, die Aristokraten und die Pfaffen, denen die Jügel der Herrschaft durch ein selbstständig demokratisch gebildetes Volk entrissen werden.

Die Speculanten, die Aristokraten, die Pfaffen und die Mader nicht zu vergessen, sind beständig thätig gegenseitig Compromiß zu machen, sich gegenseitig in der Weise zu vergleichen, daß sie ihre Stimmen bei der Wahlurne und beim Gesesepremium (in der Legislatur) sich fortwährend einander verkaufen, und einer unserer Repräsentanten ist sogar einmal so weit gegangen, daß er in Austin sagte: „Ich habe völlig freie Hand, jedes beliebige Compromiß zu machen, denn meine Constituenten haben mir gar keine Bedingungen gestellt.“ — So macht man Compromiß mit allen der geistigen Freiheit und dem Volkswill feindlichen Parteien, um in der Legislatur ihre Stimmen für sich, das heißt für das Privatinteresse oder das Clienteninteresse des Repräsentanten zu gewinnen und die sogenannte Majorität der Constituenten würde nicht wenig verkauft sein, wenn man aus einigen früheren Jahrgängen der Austiner State-Gazette, die zufällig im Besitze des Schreibers sind, einen Auszug machte, für was Alles unsere früheren Vertreter in der Legislatur gestimmt haben.

Was es spät sein, aber es ist lange noch nicht zu spät, daß das Volk auf seine wahren Interessen aufmerksam gemacht werde. Ein gesundes Volk lebt über tausend Jahre und ein selbstthätiger Mensch kann hienzu, daß die selbstthätigen Menschen sich eilen, daß sie ihre Zwecke erreichen, denn ihre Zeit ist kurz. Aber Du Volk, in dem jeder rechtliche Bürger — wenn auch nur in den unbedachten Winkeln seines guten Willens — fortzuleben denkt, laß es Dich nicht gereuen, daß Du bittere Erfahrungen gemacht hast! Der Kluge wird durch Erfahrungen gelehrt; und das Leben unserer Republik ist noch lange genug, um diese Erfahrungen benutzen zu können. Tausendjährig war das Leben der alten Roma, die nur auf das Antereise eines Heeres in einem Theile ihres Volkes, der Patricier, gegründet war. Das Interesse unserer Republik dagegen ist auf das Privatinteresse aller ihrer einzelnen Individuen gegründet, und das Leben dieser Republik muß daher sechshundertjährig, muß ewig sein, wenn dieses Privatinteresse nicht selbstmörderisch mißhandelt, nicht selbstmörderisch geseht wird. Drum gutes Muthes, „n u r l a n g s a m v o r a n!“ — Die tausendjährige Eiche hat noch Niemand wachsen gesehen, aber sie wächst, wächst jeden Tag! denn sie lebt. — Laßt uns Bürger wachsen jeden Tag an Einsicht und thätigstem Willen, dann leben wir, und werden noch Freude erleben!

lag den 7. September um 4 Uhr sich versammeln, um passende Stellen für eine Comal-Brücke zu suchen.

4) Da die Schulräthe Croenberg und Cunde heute ihre Resignation einreichten, so wurde zur Wahl zweier anderen Schulräthe geschritten, bei welcher die Herren Egeling und Lindheimer die Mehrheit der Stimmen erhielten.

— Außerordentliche Sitzung des Stadtrathes von Neu-Braunfels den 7. September 1853. Gegenwärtig: Bürgermeister J. Egeling, Aldermen A. Benner, B. Sippel, J. Berguson, F. Lindheimer, W. Gerbard, H. Weichold, J. Theiff, D. Murchison. Nachdem zuvor der versammelte Stadtrath an Ort und Stelle die geeigneten Plätze zu der beabsichtigten Comalbrücke in Augenschein genommen hatte, erklärte sich derselbe einstimmig dahin:

1) Daß die geeignetsten und besten zum Bau der beabsichtigten Comalbrücke in der Verlängerung der San Antoniostraße und der Straße, die unterhalb der Torres'schen Mühle auf dem Comal fließt, sind.

2) Ueber einstimmig beschloßen, daß für diese beiden Uebergangspunkte in der Verlängerung der Mitte der oben genannten Straßen je ein Profil aufgenommen werde und zwar bis auf die Höhe von 25 Fuß über dem Wasserpiegel, vorausgesetzt, daß diese Höhe die Höhe des äußeren Ufers nicht übersteigt.

3) Würde dem Alderman A. Benner der Auftrag erteilt, obige Profile aufzunehmen zu lassen, vorausgesetzt, daß die Kosten \$10 nicht übersteigen.

20. der San Saba, Texas. Ich bin schon 20. August. (Corresp.) Vor bin schon 6 Wochen hier an der San Saba, wo ich die Heulieferung für Herr Mc. Kavitt übernommen und 20 Arbeiter von Friedrichsburg zu diesem Zweck mit nach hier gebracht habe; auch legte ich um dieses Geschäft einträglicher zu machen, 1 Meile vom Fort entfernt ein Tradinghouse für Indianer an. Dieses Geschäft entspricht ganz meinem Wunsch und geht außerordentlich gut, denn Comanches und Tonka-bua Indianer sind in Masse angewand und werden der Tauschhandel von Morgens bis Abends betrieben. Ein weißes Leben ist es zwar und nicht ohne Gefahr, dieses Leben bringt aber eine Abwechslung in das geistlose Eiserle und finde ich es sehr interessant, sobald ich mich bereits fast entschlossen habe, diesen Winter bei dem alten spanischen Fort an der San Saba ein Tradinghouse anzulegen. Unter dem im vorigen Fort hienzugeten Militär sind sehr schlechte Subjecte und ich habe mit diesen mehr Laß, als mit den Indianern, so daß ich schon mehrere Male von meinen Wachen überaus machen mußte, um sie im Jaum zu halten. Sie stehlen Alles, was sie bekommen können und nur einigermaßen Werth hat, und verbancken dann die gestohlenen Sachen für Wobies in die hier sich befindenden Trinfloren. Ich habe einige dieser Diebe, (alle Jeltänder von Geburt) erfaßt und tüchtig durchgeprügelt, vergangene Woche sogar einen, der mir das Leben aufschien und bewaffnet herein kam, so zu stellen, eine Ladung Rebellen in die Gefechts geschossen. Der Schuß war gut, die Posten waren zollfrei aus Fleisch gedrungen. Die Offiziere, welche meine Selbstbüße sehr gut fanden, haben diesen Kerl in Ketten legen lassen, er wird selbst sobald nicht wieder fliehen. Der Colonel sowie die anderen Offiziere thun jetzt ihr Bestes, mir Schutz zu verschaffen und senden alle Nacht eine Patrouille.

So find hier an der San Saba 4 bis 5 Greggloeps und es wird sehr viel Whiskey und Brandy an die Soldaten und Indianer verkauft. Letzten Sonntag waren sehr viele Indianer betrunken, unter diesen auch ein Comanche, der so toll und wild wurde, daß wir uns genöthigt sahen, ihm Hände und Füße zu binden, damit er kein Unglück anrichtete. Die nächsten Tonka-bua-Indianer waren hien auf des Indianer-Capitain Campo's Befehl in den Botton an der San Saba, damit er dort seinen Rauf auszufolge, Wohl zwei Stunden lang wachte er sich hin und her, heulte furchtbar und schneelte mit einer ungeheuren Ausdauer und Kraftanstrengung sich fortwährend hoch in die Höhe, wobei er sich Gesicht und Körper, da er fast nackt war, in den Dornen sehr geriff, endlich schien er erschöpft, wollte sich wie ein Jgel zusammen und lag wie todt, so daß ich mirlich glaubte, er schlöfe; dieses war jedoch nicht der Fall, denn plötzlich sprang er auf. Er hatte die beiden Stride und Riemen, womit er gebunden war, mit den Zähnen geriffen, saßte rasch seinen Bogen und Pfeile, die neben ihm bei seinem Pferde lagen, war mit einem Sprung im Sattel, schwankte den Bogen über dem Kopf an, nachdem er einen Pfeil auf den Arm gelegt hatte, sprengte er in vollem Galopp auf mein Jelt zu. Ich saßte schnell meine geladene Doppelpistole und legte auf ihn an, mit dem besten Vorsatz, den Kerl vom Pferde zu schießen, sobald er den Bogen spannte, ich hatte dieses jedoch nicht nöthig, denn kaum sah der Hase den Lauf meines Gewehres auf sich gerichtet, als er rasch sein Pferd herum rief und die Flucht nahm und wie toll durch die Prairie jagte.

Die Indianer sind sehr feige, das sehe ich hier alle Tage; ein tüchtiger, entschlossener

Regelmäßige Sitzung des Stadtrathes von Neu-Braunfels Montag den 1. September 1853. Gegenwärtig: Bürgermeister J. Egeling, Alderman A. Benner, J. Berguson, B. Sippel, F. Lindheimer, W. Gerbard, H. Weichold, J. Theiff, D. Murchison.

1) Folgender Beschluß wurde einstimmig gefaßt: daß ein Graben von dem Marktplatz vom Fort des Herrn Steves bis zum Comal, nemlich auf der Ostseite dieses Theiles der San Antoniostraße, gemacht werden solle, vorausgesetzt, daß die Ankosten nicht \$60 übersteigen. Mit der Ausführung wurden Herr A. Benner und F. Lindheimer beauftragt und nehmen den Auftrag an.

2) Einstimmig beschloßen, daß zwei Brücken, die eine vor dem Hause des Herrn Püfers, die andere, wo die Kirchen- und Castellstraße sich kreuzen, als Stadtlöcher gemacht und daß Herr H. Weichold mit der Ausführung beauftragt werde.

3) Daß der Stadtrath Mittwoch Nachmitt-

